

**Predigttext: Lukas 12,42-48**

Liebe Gemeinde,

ein eher dunkler Tag ist dies für manche von uns, dieser Tag, an dem wir noch einmal ans Abschiednehmen, ans Abschiedgeben denken. Ein wenigstens nachdenklicher Tag soll es sein für alle, auch für die, die nicht unmittelbar Trauer zu tragen haben. Wir verkündigen die Auferstehung an Ostern, das Licht, das noch jede Dunkelheit durchdringt, das Leben, das kein Ende hat. Heute, am Ewigkeitssonntag, am Ende des Kirchenjahres bedenken wir den Übergang. Nicht nur vom Tod ins Leben. Sondern eigentlich vom Leben ins Leben. Und wir fragen: Was bleibt? Und wir fragen: Wie bleibt Gott für uns gegenwärtig in all dem? Wie bleiben wir Gottes gewärtig in dem all dem?

Und welches Licht fällt vom Tod auf unser Leben? Ja, nicht nur, welchen Schatten wirft er auf unser Leben, sondern auch: Welches Licht wirft der Tod auf unser Leben? „Bedenke, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden“, wünscht sich der Psalmbeter von Gott. *Ars moriendi*, so hieß das in früheren Zeiten: die Kunst zu sterben, die Kunst, sich im Leben auf das Sterben vorzubereiten, im Leben das Sterben einzuüben, und wer sie zu lernen sich aufmachte, der entdeckte: Die Kunst zu sterben wird zur Kunst zu leben. Tod und Sterben machen das Leben gut und schön. Es fällt vom Tod kein Schatten auf das Leben, sondern ein Licht.

Nichts anderes wollen auch die Worte, die zu bedenken uns für diesen Sonntag heute vorge schlagen ist. Aber sie kommen zunächst ganz anders daher. Für unsere Ohren heute verbergen sie ihre frohe Botschaft. Ich lese aus dem Evangelium nach Lukas:

**Der Herr aber sprach: „Wer ist denn der treue und kluge Verwalter, den der Herr über seine Leute setzt, damit er ihnen zur rechten Zeit gibt, was ihnen zusteht? Selig ist der Knecht, den sein Herr, wenn er kommt, das tun sieht. Wahrlich, ich sage euch: Er wird ihn über alle seine Güter setzen. Wenn aber jener Knecht in seinem Herzen sagt: ‚Mein Herr kommt noch lange nicht‘, und fängt an die Knechte und Mägde zu schlagen, auch zu essen und zu trinken und sich vollzusaufen, dann wird der Herr dieses Knechts kommen an einem Tage, an dem er’s nicht erwartet, und zu einer Stunde, die er nicht kennt, und ihn in Stücke hauen lassen und wird ihm sein Teil geben bei den Treulosen. Der Knecht aber, der den Willen seines Herrn kennt, hat aber nichts vorbereitet noch nach seinem Willen getan, der wird viel Schläge erleiden müssen. Wer ihn aber nicht kennt und getan hat, was Schläge verdient, wird wenig Schläge erleiden. Denn wem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen. Und wem viel anvertraut ist, von dem wird man um so mehr fordern.“**

Harte Worte. Was haften bleibt: Schläge, Strafe, Ungläubige. Warum nur immer auch dieses Drohen mit Strafen in der Bibel, wo es doch um Liebe und Vergebung gehen sollte!? Wo doch Werbung sein sollte und nicht Drohung!? Wir können nur sagen: Seine Zeitgenossen werden gedacht haben: Stimmt, so ist es in unserer Welt, das ist normal. Wir müssten es übersetzen in das, was bei uns eben so ist. Also etwa: Wenige Schläge gleich Kündigung, viele Schläge gleich Disziplinarverfahren, Prozess wegen Veruntreuung. Gleich ist: Am Ende kommt was. Was, wechselt durch die Sitten der Zeiten.

Wichtiger aber ein anderer Einwand. Der kam im Gemeindeunterricht, bei unseren Teenies. Die fragten: Ist das nicht alles ein wenig zu simpel gestrickt? Wer nicht gehorcht, kommt in die Hölle; wer tut, was man ihm sagt, kommt in den Himmel? Soll das alles sein? Und brauchten wir dazu Jesus, um uns das zu erzählen?

Fragen also, Verstörung gar, Ärger oder Enttäuschung. Und eher keine sehr tiefgehende Antwort in Sicht auf die Frage: Woraus soll man da klug werden fürs Leben und Sterben?

Wenigstens das aber kann man sagen: Aus der Welt ist das, was Jesus hier erzählt, nicht.

Dewi Ratnasari werdet Ihr nicht kennen. Ich kenne sie auch nicht. Ihre Geschichte stand neulich in der Zeitung. Dewi Ratnasari ist Hausangestellte. Die Frau aus Indonesien dachte, sie hätte einen guten Job, als sie bei dieser Diplomatenfamilie hier in Berlin anfang. Aber es kam anders. Bis zu 20 Stunden am Tag musste sie arbeiten. Sie wurde geschlagen und gedemütigt. Das Haus durfte sie nicht alleine verlassen. Und bezahlt wurde sie monatelang auch nicht.

„Wer macht denn so etwas!? Das gehört doch bestraft!“ Aber die Strafe wird ausbleiben. Denn Diplomaten genießen Immunität. Eine schreiende Ungerechtigkeit. Zeit, dass an dieser Immunitäts-Regelung was geändert wird. Damit Diplomaten nicht mehr im rechtsfreien Raum leben. Und andere Menschen nicht länger ungestraft schädigen dürfen.

Wir empören uns, zu Recht. Gut, mit Schlägen strafen wir nicht mehr, aber dass unserem Rechtsstaat hier die Hände gebunden sind, das ist ein Skandal. Denkt Gott auch. Wenn er was zu sagen hätte, bliebe das nicht ungesühnt. Nun schreibt er aber nicht unser Strafgesetz. Aus dem Spiel ist er deswegen aber trotzdem nicht. Die, die an ihn glauben, wissen: Er, der uns unser Leben anvertraut hat und das, was wir brauchen, um es zu leben, um es mit den anderen zu leben, er möchte dann auch wissen, was wir damit gemacht haben.

Wird er dann eine Geschichte wie diese hier hören? Die Geschichte von einem, dem Macht und Mittel gegeben sind? Und der gut beginnt, aber mit der Zeit nachlässt, verdorben wird?

Ehrfurcht und Würde des Anfangs sind verfliegen, beim Verwalter wie beim Diplomaten, und über die Länge der Zeit geht es nur noch um Macht und maximale Ausbeute. Und am Ende stehen Unmenschlichkeit und Maßlosigkeit. Eine Geschichte, die sich tausendmal wiederholt hat und über die Jahrhunderte ein immer heftigeres beziehungsweise resignierteres Kopfnicken auslöst bei allen, die von wieder einem neuen Beispiel hören.

Kennen wir also, diese Geschichte. In immer wieder traurig neu bearbeiteten Auflagen. Die Geschichte von Unmenschlichkeit und Maßlosigkeit. Manchmal kennen wir so etwas in Ansätzen sogar von uns. Muss Jesus uns daran erinnern? Ihr habt Recht: Für diese Botschaft allein bräuchten wir Jesus nicht, und wenn das alles sein soll, um uns Trost und Hoffnung zu geben und uns klug zu machen, dann wären wir jetzt fertig. Amen. Aber schön war das nicht.

Aber: Gibt es über den Glauben nicht auch mehr zu sagen als Lohn und Strafe, Gehorsam und Ungehorsam? Sollen wir klug werden aus Angst?

Ich hätte es nicht mit diesem Text bis hierher geschafft, wenn ich nicht meinte: Doch, da gibt es mehr zu sagen, Jesus meint hier noch mehr. Und ich bin fündig geworden in dem Ort, der für unsere Ausbeuter hier vorgesehen ist. Er soll nämlich hinggebracht werden, wo die Treulosen sind, so kann man übersetzen, oder auch: die Ungläubigen. Nicht im Sinne religiöser Fanatismen, sondern das sind die, denen da mit der Zeit etwas aus dem Blick geraten ist. Dieser Mann bei den Ungläubigen, das heißt, Gott ist ihm aus dem Blick geraten. Er wurde gottvergessen, nicht von Gott vergessen, sondern er hat Gott vergessen. Aber der ihn, wie gesagt, nicht, deswegen das überraschende Ende.

Aber das sind wir heute nicht. Vielleicht waren wir es gestern oder werden es morgen einmal sein. Aber heute sind wir hier und fragen nach ihm. Wir wollen ihn wenigstens nicht vergessen in dieser so sehr realeren Welt, in der uns manchmal alles näher ist als Gott. In der das Sichtbare das Unsichtbare verdrängt. In der sich das Heute übermächtig vor das Morgen stellt. In der die fernen Zeiten und die fernen Räume oft zu weit weg sind, um sie mitzubedenken, wenn wir entscheiden, wie wir hier und heute leben wollen. Von Gott ganz zu schweigen.

Wir aber sind hier heute morgen, weil wir uns daran erinnern lassen wollen, dass er zu unserer Gegenwart gehört. Für den Verwalter im Gleichnis war er weit weg. Für uns soll er nahe sein. Das wünschen wir uns für unseren Trost. Das wünschen wir uns für seine Leitung. Nicht abwesend soll er uns sein, sondern gegenwärtig.

Und den Drohton in Jesu Wort einmal weggelassen, den Drohton, der ja aber bei dieser Miss-handlung von anvertrauten Menschen auch gerechtfertigt ist, und diese Diplomaten sollten ihn hören können, haben wir gesagt; diesen Drohton aber einmal weggelassen, sagt Jesus uns hier: Eingeladen, aufgefordert sind wir, gottesgegenwärtig zu leben. Und alles andere ergibt sich. In dieser Welt und in der nächsten. So wie Clint Eastwood einmal gesagt hat, als er zum Inhalt seines neuen Westerns befragt wurde: „Ich reite in die Stadt. Der Rest ergibt sich.“ Eingeladen, aufgerufen sind wir, gottesgegenwärtig zu leben. Und dann können wir getrost sagen: Alles andere ergibt sich.

Gottesgegenwärtig leben, was heißt das? Gottesgegenwärtig leben, das heißt zu erkennen: Viel ist mir gegeben. Das heißt überhaupt zu erkennen: Was ich habe, ist mir gegeben. So entsteht ein Leben aus Dankbarkeit. Ein Leben, das in den Händen hält, aber dass die Hände um das herum nicht zu Fäusten ballen muss. Geistliche Übung der offenen Hände, ganz leibhaftig, damit es zu meiner Haltung werde: „In meinen Händen mein Leben, das ganze. Er darf's sehen. Er darf nehmen. Er darf geben.“ Der Verwalter hat die Hände geschlossen und die Arme vor der Brust gekreuzt. Dankbarkeit aber fürchtet nicht, dass die offenen Hände sich leeren, sondern erlebt, dass immer das darin ist, was ich brauche. Gottesgegenwärtig leben, das heißt dankbar leben.

Offene Hände, das werden dann Hände, die teilen. Denn Gott schenkt nicht einem, sondern allen, damit wir miteinander teilen. Uns nicht nur mitteilen, was wir haben (*mein* Haus! *mein* Auto!), sondern miteinander teilen, was wir haben. Überhaupt: *uns* mitteilen mit dem, was wir teilen. Was Gott gibt, gibt er allen, auch wenn er es nur in eine Hand legt. Viel ist euch gegeben, sagt Jesus, und er erklärt es genauer: Viel ist euch anvertraut. Um damit etwas zu machen. Gottesgegenwärtig leben, das heißt: mitteilend leben.

Gottesgegenwärtig lebend, das heißt: dankbar leben. Gottesgegenwärtig leben, das heißt: antwortend lebend. Antwortend auf das, was mir von Gott gegeben ist, gesagt ist, geschenkt ist.

Die Gegenwart Gottes erlebend, auch wenn sich alles andere in den Vordergrund drängen will: meine Sorge, meine Angst, das Gefühl, es reicht nicht, was ich habe, reicht kaum für mich, reicht gar nicht noch für andere. Haben und halten statt sein und geben. Wir sehen tagtäglich um uns herum, was dabei herauskommt. Und es drängt sich uns auf, wir müssten da mitmachen, um nicht verdrängt zu werden.

Gottesgegenwärtig leben dagegen: essen und trinken im Angesicht meiner Feinde, der äußeren, aber auch der inneren Feinde: der Sorge, der Angst, der Gier, des Neids. Sie alle mit einladen. Sie miterleben lassen, wie Gott die Hände füllt, den Tisch reich deckt. Die bedrängte Seele einladen an den Tisch des Herrn. In seiner Gegenwart essen und trinken. *Aus* seiner Gegenwart sich nähren. Und alles andere ergibt sich. In Zeit und Ewigkeit. Amen.